

**KNUD KOHR**

# **HELDEN WIE IHR**

Wahres Heldentum ist überall zu finden – nicht nur in Metropolis, Gotham City oder den Büchern von Karl May, sondern auch rund um den Karl-August-Platz in Berlin-Charlottenburg. Vielleicht muss ein Held hier nicht gleich die ganze Welt retten, seine Taten sind jedoch nicht weniger heroisch: Er kämpft mit den Tücken des Alltags, seinen Mitmenschen, den Umständen oder dem Schicksal und ficht schließlich seinen wichtigsten Kampf aus: den mit sich selbst.

Knud Kohr geht in seinen Geschichten der Frage nach, was einen Helden eigentlich ausmacht. Nicht immer findet er in seinen komischen und anrührenden Erzählungen tatsächlich einen Helden, immer aber bewahrt er sich einen genauen und dabei liebevollen Blick auf seine Mitmenschen.

*Knud Kohr* wurde 1966 in Cuxhaven geboren und zog 1985 nach Berlin, wo er Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre studierte und bis heute lebt. Von 1994 bis 1996 arbeitete er als Redakteur. Anfang der Neunzigerjahre war Kohr Mitinhaber eines Kleinverlages und gehörte zur Berliner Autorengruppe »Das Labor«. Seit 1997 schreibt er als freier Autor Prosa, Drehbücher und Reisereportagen. »Helden wie ihr« hießen seine erfolgreichen Kolumnen in der Basler Zeitung.

Im Verbrecher Verlag sind eine Sammlung von Reisegeschichten unter dem Titel »Die enge Welt« (2006) und der Roman »In Cuxhaven« (2009) erschienen. Außerdem veröffentlichte Kohr das Buch »500 Meter. Trotz Multipler Sklerose um die Welt« (Rütten & Loening, 2010).

VERBRECHER VERLAG

Für Susann Sitzler.  
Für alles, was war.  
Und alles, was sein wird.

Für Christian Winter,  
der zum Kirchplatz gehört  
wie das Glockenläuten

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2013  
[www.verbrecherei.de](http://www.verbrecherei.de)

© Verbrecher Verlag 2013  
Einbandentwurf: Sarah Lamparter  
Satz: Christian Walter  
Lektorat: Kristina Wengorz

ISBN: 978-3-943167-20-7

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Rebecca Hürter, Annemarie Leipe  
und Philipp Schäfer.*

## Ermittlungsbericht

Meine Ermittlungen zum Thema »Helden wie ihr« begannen an einem Sonnabend vor dem Schaufenster von Serbia Tourist in Berlin-Charlottenburg. Anfangs hatte ich selbst keine Ahnung, dass ich ermittelte. Auf dem Zettel stand, dass schräg über dem Reisebüro ab sofort eine Wohnung frei wäre. Da ich schon seit Längerem eine neue Bleibe suchte, ließ ich mir sofort den Schlüssel für eine Besichtigung geben.

Schlüsselverwalterin war Sanja, die Serbin aus dem Reisebüro. Keine Ahnung, ob sie eine Heldin war. Aber als ich den Schlüssel erst nach einer Stunde zurückbrachte, bedachte sie mich mit einem strengen Blick, der mir auf den Magen schlug wie ein serbischer Räuberspieß mit scharfen Zwiebeln. Doch kaum signalisierte ich Interesse an der Wohnung, hatte Sanja den Telefonhörer in der Hand und vereinbarte mit dem Hausbesitzer binnen Minuten einen Vorstellungstermin drei Tage später.

Ob mein neuer Vermieter ein Held war, kann ich auch nicht genau sagen. Vermutlich aber schon: Immerhin war er beim Vorstellungsgespräch 90 Jahre alt. Er hatte in Ostpreußen bereits das Ende des Kaiserreichs erlebt und die Weimarer Republik. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war er über irgendeine zugefrorene Bucht oder Nehrung nach Berlin geflohen und hatte es zu sechs Mietshäusern gebracht, die er seitdem mit eiserner Faust verwaltete. Ob er sich selbst als Held sah, konnte ich jedoch nicht ermitteln,

weil der geldgierige Kerl es vorzog zu versterben, bevor er auch nur den maroden Holzboden in meiner Küche reparieren ließ. Aber immerhin ließ er mich vor seinem Urnenbegräbnis noch einen Mietvertrag unterzeichnen.

Man kann also sagen, dass ich keine Ahnung von Heldentum hatte, als ich meine neue Wohnung fand. Natürlich wusste ich all die Sachen, die man eben so weiß, wenn man 1966 zur Welt gekommen ist: Wann man den Henrystutzen benutzt, und wann man sich lieber auf den Bärenötter verlässt zum Beispiel. Oder wie Hermann der Cherusker ein paar römische Legionen im Teutoburger Wald dem Erdboden gleichmachte. Und ich wusste schon vor dem affektierten Hollywoodschinken »300«, warum König Leonidas und seine Spartaner gegen die Perser zur größten Schlacht aller Zeiten antraten. Aber ansonsten überließ ich das Reden und Schreiben über Heldentaten vor allem Nachrichtensprechern und Sportreportern, den Mitarbeitern von Boulevardzeitungen, dem Nobelpreiskomitee, den Ärzten ohne Grenzen und anderen Menschen, die in regelmäßigen Abständen Preise für Heldentum verteilen. Dabei blieb es über Jahrzehnte. Ich machte also keine großen Unterschiede, was das Heldentum des spartanischen König Leonidas anging oder das der netten Frau Helga, die trotz ihrer 88 Jahre wacker für ihre zwei Jahre ältere Schwester eine Niere spendete. Oder das des Profifußballers, der in einem wichtigen Spiel meines Lieblingsclubs Werder Bremen den Ausgleichstreffer in der 88. Minute erzielte. Das alles waren Helden. Irgendwie. Auf ihre Art.

Ein paar Wochen später zog ich gemeinsam mit meiner Freundin in die neue Wohnung ein. Obwohl gerade Anfang Februar war und es kräftig froh, standen wir in der ersten Zeit gern in der geöffneten Glastür zu der zwei Quadratmeter großen Zumutung, die aus unerfindlichen Gründen »French balcony« genannt wird. Vermutlich hatten die Engländer sie so getauft, um sich an Frankreich für den Hundertjährigen Krieg zu revanchieren. Es handelt sich um ein Stück Balkon, auf dem man weder in Ruhe sitzen noch stehen kann, der aber groß genug ist, um sich wie Leonardo di Caprio und Kate Winslet an der Bugspitze der Titanic aneinanderzuschmiegen und »Ich bin der König der Welt!« zu rufen. Und um Menschen auszulachen, die weder einen frisch verlegten Haufen Holz unter den Füßen noch dreieinhalb Meter Deckenhöhe mit Stuck über ihren Köpfen haben. In meinen arroganten Augen waren diese Menschen Kleindarsteller, die nur für mich über die Bühne des Kirchplatzes vor unseren Fenstern wuselten. Und ich saß auf der Empore.

Der Karl-August-Platz misst etwa einen Hektar, und er gilt als der achtschönste Platz Berlins. Wobei ich mir die Frage, wer zum Teufel eine solche Liste in Auftrag gibt, und was sie aussagt, niemals stellte. Nach achtzehn langen Jahren in Studentenwohnheimen, in von steinalten Witwen möblierten Absteigen in Schlachtensee oder in Absteigen mit Ofenheizung und Kampfspuren aus dem Zweiten Weltkrieg im Prenzlauer Berg war ich unversehens in den Top Ten des Wohnens angekommen. Wenn ich Lust auf Büffel Fleisch oder Berberitzen hatte, konnte ich jeden Mittwoch und Sonnabend auf den zu meinen Füßen stattfindenden

Markt gehen. Der übrigens als drittbesten Berlins gilt – einer anderen Liste zufolge.

Eines Mittwochs sah ich dort meine erste Heldin. Ein Mädchen von vielleicht sechs Jahren, die ihren tief und schief über einen Rollator gebeugten Großvater auf den Markt begleitete. Auf der Straße direkt unter meinem Balkon schien der große, schwere Mann plötzlich Kreislaufbeschwerden zu bekommen. Er griff mit den Armen in die Luft, um dort Halt zu finden.

»Du kannst dich auch an mir festhalten, Opa«, krächte das Mädchen tapfer und stemmte sich gegen den Rücken des Mannes. Wäre er nach hinten gefallen, hätte seine Enkelin mit Sicherheit schlimme Verletzungen davongetragen. Doch ihr entschlossener Ruf half dem alten Mann. Er fing sich wieder, streichelte seiner Enkelin über den Kopf und setzte den Spaziergang fort.

Offenbar war ich Zeuge einer Heldentat geworden, die Frau Helga oder König Leonidas nicht besser hätten bestehen können. Nicht mal ein Ausgleichstreffer war notwendig gewesen.

Seit diesem Tag sah ich meinen Kirchplatz mit anderen Augen und entdeckte Helden, die ich vorher nicht einmal als solche erkannt hatte. Ein altes Paar zum Beispiel, das jedes Wochenende auf einem selbst zusammengeschweißten Tandem den Platz umkreiste. Als sie ein Sauerstoffgerät bekam, trat er einfach doppelt so kräftig in die Pedale. Oder einen jungen Franzosen, der mehrfach wöchentlich die Werbezettel eines Billigmarktes verteilte. Dabei hatte er stets den Kopfhörer seines iPhone in den Ohren und

rappte. Wie er nach getaner Arbeit manchmal seinen Freunden in einem Straßencafé erzählte, schrieb er nicht nur seine Texte, sondern programmierte auch die Beats auf seinem iPhone selbst. Sein Durchbruch als Musiker war nur noch wenige Monate entfernt – sagte er. Und gab seinen Freunden ein spätes Frühstück aus. Häufig kam auch ein Mann vorbei, der zwei alte, blinde Frauen gleichzeitig an einen anderen Tisch des Cafés brachte. Sie beschimpften sich jedes Mal, und auch für ihn hatten sie niemals ein gutes Wort oder gar ein Trinkgeld.

All diese Menschen schienen Dinge zu tun, die keinen Sinn ergaben, aber ihnen dennoch Spaß machten. War mein Kirchplatz in Charlottenburg voll mit Geistesgestörten? Oder war ich in einer seltsamen Filiale vom Restaurant am Ende des Universums gelandet? Oder schaute ich einfach zu viel aus dem Fenster?

Irgendwann bot die Basler Zeitung mir an, eine Kolumne für sie zu schreiben. Natürlich entschied ich mich für die Helden rund um den Kirchplatz vor meiner Tür. Für die »Helden wie ihr«. Meine Ermittlungen dauerten sechzehn Monate lang. Was sie zu Tage förderten, steht auf den nächsten Seiten.

Weil Sie eventuell zwischendurch die Lektüre unterbrechen müssen, um eine radioaktiv verstrahlte Riesenechse zu töten oder einen Käse zum Bahnhof zu rollen, ist mein Bericht in mundgerechte Stücke geteilt.

## Wie wird man eigentlich ein Held?

Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie man zum Helden wird? Im Lauf der Menschheitsgeschichte gab es dafür die verschiedensten Möglichkeiten. Noch im alten Griechenland konnte jeder dahergelaufene Halbrott allein schon dadurch unsterblichen Ruhm erlangen, dass er bei König Augias im Kuhstall mal ordentlich durchwischte. Wenige Jahrtausende später etablierten die USA den Rang des Superhelden. Der überragte den Durchschnittshelden um ein Stück, musste dafür aber in der Regel bereit sein, während der Kernarbeitszeit Strumpfhosen zu tragen. In der Schweiz hingegen reichte der Besitz einer handelsüblichen mittelalterlichen Schusswaffe aus, um zum Nationalhelden zu werden – wenn man sie nur präzise auf seinen leiblichen Sohn abfeuerte.

Sie sehen, es ist eine komplizierte Frage. Meine persönliche Lieblingsdefinition des Heldentums stammt von Cus D'Amato, jenem legendären Boxtrainer aus den USA, der Muhammad Ali beriet und Mike Tyson entdeckte. »Der Held und der Feigling«, so sagte er einst, »empfinden haargenau das gleiche Gefühl der Furcht. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der Held lernt, seine Furcht zu kontrollieren, und danach handelt.«

Daran muss ich denken, wenn ich auf den Kirchplatz vor meinem Fenster in Berlin-Charlottenburg sehe. Dort fährt oft ein schwerstbehinderter Mann vorbei. Er liegt auf einem elektrischen Rollstuhl, seine Beine sind je nach Wetter

in eine Wolldecke gewickelt oder unter einer Plastikplane verborgen. Auf den ersten Blick ist er jemand, der alles Recht der Welt zu haben scheint, sein Leben im Bett eines Heims zu verbringen, um mit Volksmusiksendungen um die Wette zu verscheiden.

Doch dann offenbart sich die Lieblingsbeschäftigung des Mannes: Wachen Blicks lenkt er seinen Rollstuhl gern frontal auf Entgegenkommende, egal, ob das Spaziergänger sind, Eltern mit Kinderwagen oder Alkoholiker, die mit ihren Flaschen träge im Schatten lagern. Manchmal sprengt er sogar Gruppen von Grundschulern auseinander, die zwischen Kirchtreppe und Spielplatz herumlungern. Alle springen beiseite. Ausnahmslos jeder könnte ihn für seine Unverschämtheit verprügeln, doch niemand traut sich auch nur zu schimpfen.

Sein Meisterstück lieferte dieser Freibeuter des Bürgersteigs im vergangenen Sommer. Auf dem Kirchplatz war der Außendreh einer TV-Endlosserie aufgebaut. Kamera, Licht, Schauspieler, alle warteten auf das »Action!« des Regisseurs. Sogar die Sonne strahlte fotogen durch die Wolken. Da kam unser Held um die Ecke und fuhr mitten auf das Set. Abbruch, Neuaufbau, »Action!«. Im entscheidenden Moment rollte er wieder über den Platz. Ein halbes Dutzend Mitglieder jener Kaste, die in der Wirtschaftslehre »Subproletariat«, in Indien »Unberührbare« und beim Privatfernsehen »Praktikanten« genannt werden, versuchten, ihn vorsichtig abzurängen. Vergeblich. Nach drei weiteren Anläufen schlug das Wetter um, und der Dreh wurde abgebrochen. Lachend rollte unser Held einem nächsten Tatort entgegen. Stolz sah er aus, und das durfte

er auch sein. Denn sechs Angreifer unverletzt abzuwehren, das schafft kaum ein Strumpfhosenträger. Und antike Stallausmister schon gar nicht.

## Toupet ohne Gnade

Vor einiger Zeit besuchte mein Vater Berlin. Wir waren verabredet, und deshalb wartete ich am S-Bahnhof Charlottenburg auf ihn. Nach wenigen Minuten fuhr ein Zug Richtung Alexanderplatz ein. Ganz hinten, ungefähr vier Waggons von mir entfernt, wurde eine Tür aufgerissen. Mein Vater stand darin. Obwohl seit einigen Jahren Rentner, ist er noch immer ein Kanten von einem Mann: 1,88 groß, knapp zwei Zentner schwer. Das Gesicht gegerbt von jahrzehntelanger Auslandsmontage und gekrönt von einem Toupet, wie es außer ihm höchstens noch Käpt'n Iglo bei der Fischstäbchendegustation zu tragen wagt. Da er in einem vergangenen Jahrtausend eine solide Amateurboxkarriere in der Kampfgemeinschaft seines Heimatorts hinter sich gebracht hatte, neigte er noch immer zu sportlichen Angebereien. Lässig winkte er mir zu, und dann wuchtete er seinen Körper auf den Bahnsteig, bevor der Zug richtig zum Stehen gekommen war. Plötzlich sprang ein dünnes, etwa 16-jähriges Bürschchen in Bomberjacke von der Seite her auf ihn zu. Vielleicht sah mein Vater noch, dass der Kleine ihm ein Bein stellen wollte, doch er war noch viel zu sehr in Schwung, um dem ausgestreckten Springerstiefel ausweichen zu können. So knallte er direkt auf ein Knie, und als er herumrollte, rutschte das Toupet in den Dreck.

»Papa!«, schrie ich und lief los. Ich hatte gesehen, dass auf einer Bank in der Nähe drei weitere Bomberjacken

saßen und grölend lachten. Da sie alle etwas älter aussahen als der Kleine, hatten die ihn wahrscheinlich auf eine Mutprobe geschickt. Natürlich konnte keiner von ihnen ahnen, dass der dicke Greis, der da eben zu Boden gegangen war, im vergangenen Jahrtausend eine solide Amateurboxkarriere hinter sich gebracht hatte. Jedenfalls guckte das Bürschchen ziemlich dämlich, als mein Vater wieder stand, bevor es auch nur seinen Kumpanen triumphierend zuwinken konnte. Eine kurze Linke schob sein Gesicht in die richtige Position, dann krachte ein schwerer rechter Schwinger gegen seinen Unterkiefer.

Die Bomberjacken verträdelten ihre einzige Chance zu gewinnen. Denn statt sofort in geschlossener Formation auf meinen Vater loszugehen, glotzten sie fassungslos auf dieses Monster, das mit flatterndem Toupetpflaster am wutroten Schädel auf sie zukam. Ohne Zögern griff Vater an. Ich war mittlerweile nahe genug, um das unangenehme Knirschen eines Nasenbeins zu hören, als die erste Jacke über die Rückenlehne der Bank fiel. Die nächste Jacke erwischte er noch mit einem Wischer an der Schulter, bevor sie fliehen konnte. Nur eine kam ungeschoren davon.

Einige Fahrgäste, vor allem ältere Herren mit erkennbaren Gewichtsproblemen und Bluthochdruckteint, klopfen anerkennend von innen gegen die Zugscheiben. Ich blieb stehen und hob Vaters Haarteil aus dem Staub.

»Gut, dass du da bist, Junge. Den Letzten hätte ich bestimmt nicht mehr geschafft«, log er, um mir eine Freude zu machen.

Nachdem wir bei einem Friseur in der Nähe sein Toupet notdürftig hatten ausbürsten lassen, gingen wir in einen

Biergarten. An diesem Abend drängelte ich mich besonders rücksichtslos durch das Gästerudel vor dem Tresen. Wann immer mich jemand empört anschaute, fixierte ich ihn lange und scharf. Und ich schwöre, wenn an diesem Abend jemand auf Streit ausgewesen wäre, hätte ich ihm gesagt: »Wenn du mich schlägst, dann hole ich meinen Papa!«